Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 10. Oktober 1885. Nr. 41.

Von der großen Politik.

Unpolitische Glossen von Fritz Hammer.

Das war ein großes Wort einer großen Seele: Man soll die Bettler abschaffen — denn man ärgert sich, ihnen zu geben, und ärgert sich, ihnen nichts zu geben.

Es ist mit der sogenannten großen Politik — groß, weil sie sich nicht mit Kleinigkeiten abgiebt, wenn's einmal an's Nehmen geht, gleichgiltig, wer gerupft wird — wie mit der Bettelwirtschaft: man mag sich gut oder bös zu ihr stellen, aus dem Aerger kommt man nicht heraus. Aber die große Politik ist so wenig abzuschaffen wie die Bettelei.

Die kleinsten Völker wollen zu Zeiten ihre große Politik haben wie mein Johann seinen Sonntagsrausch. Große Politik ist der aufregende Schnaps für ihre Sinne; wenn sie den ab und zu haben können, dann nehmen sie in der Zwischenzeit ruhig mit Wasser und schlechtem Brod vorlieb. Der Rausch ist ihnen wichtiger als die Ernährung. Das ist das Geheimnis der großen — und der kleinen Politik. Grund genug, sie einigen sachkundigen Praktikern anzuvertrauen und nicht dem ganzen Volk: das Volk käme aus dem Rausch nimmer heraus, bis es zu tot besoffen im Delirium, d. i. im politischen Wahnsinn endete.

Aber warum wollen denn die Dummköpfe nicht von ihrem Rausch lassen? Einfach: Rausch giebt Machtgefühl und Machtgefühl ist der Gipfel befriedigter menschlicher Eitelkeit. Den Nutzen haben immer nur einzelne Nüchterne davon, die sich dann im Glanze der — Vorsehung sonnen. Ach, du gerechter Himmel!

Inzwischen bereiten sich neue welterschütternde Ereignisse vor („welterschütternd" im Zeitungsstil!). Um nur die wichtigsten zu nennen: die Eröffnung der bayerischen Kammerverhandlungen, die Botschafterkonferenz in Konstantinopel, die Errichtung einer Schusterinnung in Treuenbrietzen, das Vermittleramt des Papstes in der deutsch-spanischen Kolonialfrage . . .

Meine Tante bewundert es als Bismarcks schönsten weltgeschichtlichen Witz, daß er den „Gefangenen im Vatikan" vermocht hat, sich nun auch einmal zur Abwechslung auf die Rolle des „ehrlichen Maklers" einzuüben!

Dabei kam ihr ein tiefsinniger Gedanke: wie wär's, wenn man nach gethanem Schiedsspruch dem Papste für seine Mühewaltung die umstrittene Insel Yap zum Geschenke machte? Durch spanisch-deutsche Dankbarkeit und Großmut käme der seines Kirchenstaates beraubte Papst wieder zu einem schönen Stück Land und, wenn er dort residieren wollte, zugleich zu der unumschränktesten Freiheit auf den Karolinen. Das Papsttum, das zu Lande so viel Unglück erfahren, könnte dann sein Glück einmal zu Wasser probieren und sich zu einer großen seefahrenden Macht ausbilden . .

Allein das erlaubt mein Onkel nicht. Er braucht den Papst zur endgiltigen Lösung der orientalischen Frage. Für den Verlust Roms weist er ihm Konstantinopel zu. Der Erbe der Türkenherrschaft kann nicht der Russe, nicht der Oesterreicher, nicht der Grieche oder sonst ein europäischer Sünder sein. In der päpstlichen Heiligkeit und Unfehlbarkeit allein lösen sich alle Wirren — auch die orientalischen.

An M. G. Conrad in München.

Von Karl Bleibtreu.

(Widmungsgedicht zu den Berliner Novellen „Schlechte Gesellschaft“).

An der Isar grünem Brausen, vielgeliebter Kamerad,
Deine strammen Sortschrittsbeine wiesen mir den rechten Pfad.

Ja, wie Hagen und wie Volker wollen wir verbunden sein —
Bin Dein treuer Heergeselle, Du der Heergeselle mein.

Alle die verzagten Wichter, Blaustrumpfschmierer um uns her,
Wonnebrunzler, Seigenblättler jagen wir mit scharfem Speer,

Bis die dreimal heilige Wahrheit ihre schwarze Sahne reckt,
Bis der Menschheit tiefste Wunden keine Phrase mehr verdeckt.

Auf der Schildwacht lehnen trutzig wir an unsrer Schwerter Knauf,
Doch wir geigen süße Töne, stieg der Mond am Himmel auf.

Realismus und Romantik — Worte sind nur, Worte sie:
Doch ihr Sinn schmilzt in einander in der neuen Poesie.

Stählern dröhnt mein Siedelbogen, eisern haut Dein starkes Wort —
Denn wir wissen, wo er schlummert, unser Nibelungenhort!

Berlin als Kunststadt.

Von Ernst Koppel.

Der ungeheure Aufschwung, den Berlin genommen, seit es Reichshauptstadt geworden, hat der Stadt zahllose Verpflichtungen auferlegt, denen sie, dem alten Satz „Noblesse oblige“ entsprechend, möglichst nachzukommen sucht. Es ist nun nicht zu leugnen, daß neben den militärischen und bureaukratischen Einrichtungen, vor allem die wissenschaftliche Richtung gepflegt wird, denn die Verstandesthätigkeit überwiegt manche andere Regung in der Stadt der Intelligenz, so vor allem die rein künstlerischen Neigungen, namentlich in Hinsicht auf die bildenden Künste.

Wie der Norden überhaupt nie die eigentliche Heimat der Mal- und Bildkunst gewesen, so haben dieselben auch in Berlin eigentlich nie eine maßgebende Rolle gespielt, wenn es auch bedeutende Künstler wie Rauch und andere hervorgebracht hat. Friedrich der Große bevorzugte die französischen und italienischen Künstler, und unter Friedrich Wilhelm IV. ist es die antikisierende Richtung, die eine gewisse Blüte gezeitigt, freilich in einer Weise, die man jetzt nach der glorreichen Wiedererstehung des deutschen Reichs in der Reichshauptstadt nicht eben mit freudigen Empfindungen betrachten kann, da namentlich die dieser Richtung angehörenden Bauwerke von irgend welcher nationalen Eigenart Nichts bemerken lassen und der Masse der nicht akademisch Gebildeten fremd und unverständlich erscheinen müssen. Die Bildhauerkunst diente lange Zeit hindurch nur der Verherrlichung militärischer Größen, wovon manche nicht eben künstlerisch anmutende Proben auf Straßen und Plätzen hinreichend vorhanden sind. In der Architektur hat das alte Berlin außer dem Schloß

und etwa dem Zeughause kein einziges wirkliches Baudenkmal aufzuweisen, aber auch jene beiden lassen von irgend einer bedeutenderen Eigenart wenig erkennen. Geradezu befremdlich ist es, wie sehr die Gothik in ihren verschiedenen Formen und Abstufungen hier zurücktritt; der deutsche Stil ist gerade in der Hauptstadt kaum vertreten. Keine bemerkenswerte Kirche ragt wie ein religiös-künstlerisches Wahrzeichen über das Häusermeer empor, und der „Dom" ist in seiner ärmlichen Nüchternheit ein trauriges Sinnbild der früheren künstlerischen Zustände im rationalistischen Berlin. Diese Nüchternheit der auf ebener Sandfläche hingestreckten Riesenstadt wirkt in den älteren Teilen mit sehr geringen Ausnahmen wahrhaft trostlos, und man kann den Aufschwung, der sich trotz allem seit zwei Jahrzehnten vollzieht, nicht freudig genug begrüßen, so Vieles auch noch zu wünschen übrig bleibt.

Wenn sich die Aermlichkeit und Kleinlichkeit vergangener Perioden so deutlich in manchen Stadtteilen erhalten, so freut man sich mit Recht anderer, in welchen namentlich die Privatarchitektur Schönheit, Luxus und Bequemlichkeit in sich vereinigt. Leider will sich auch hier ein bestimmter Stil nicht entwickeln, wie ja unsere gesamte Baukunst an dieser Zerfahrenheit leidet. Um so weniger ist dieser Umstand bei den Privatbauten verwunderlich, wenn man den Individualismus der Deutschen in Betracht zieht. Die Anlehnung an die deutsche Renaissance ist noch am deutlichsten ausgeprägt, im Allgemeinen gilt aber für die vier- und fünfstöckigen Zinspaläste eine charakterlose moderne Schablone, die ihre Formen überallher entlehnt und so eine Art neuen Barokstils zeitigt, der aber mit dem wahren, auf bestimmten Gesetzen beruhenden, nichts gemein hat. Der Berliner, der sich der Entwicklung seiner Stadt mit Recht freut und stolz darauf ist, dürfte sich des angeführten Mangels, wie der Verpflichtung der Reichshauptstadt, auch in künstlerischer Hinsicht dem übrigen Deutschland voranzuleuchten, schwerlich bewußt sein. Er hat so oft und so lange künstlerisch gedarbt, daß er aus der Periode des Staunens über die Größe und den Glanz des Gebäudes, das ihm über Nacht gleichsam über den Kopf gewachsen, noch nicht herausgekommen ist. Daß man in der Architektur öffentlicher Bauten in Berlin wohl in Hinsicht auf Pracht und Großartigkeit, keineswegs aber in der Entwicklung eines neuen nationalen Stils Fortschritte gemacht hat, beweist die Nationalgalerie in ihrer pedantisch antikisierenden Richtung und der Entwurf des im Entstehen begriffenen Reichstagsgebäudes, dessen Portal eine Art römischen Triumphbogens darstellt, wie es sich ähnlich am neuen Ausstellungspalast der italienischen Hauptstadt findet, wo es freilich durchaus am Platze ist. Aber was soll ein römischer Triumphbogen an einem deutschen Reichstagsgebäude? Auch das Rathaus in seiner gedrungenen Kraft läßt keinen eigentlichen Stil erkennen. Vergleicht man das Wiener Rathaus in seiner glänzenden, den modernen Bedürfnissen angepaßten Gothik damit, so fragt man sich erstaunt, wie ein so glänzender Ausdruck deutscher künstlerischer Art in einer Stadt möglich war, die von so zahlreichen undeutschen Elementen durchsetzt, ja geradezu gefährdet ist, während die deutsche Reichshauptstadt in ihrer gewaltigen Entwicklung nichts Aehnliches aufzuweisen hat, und dem Anschein nach für lange nicht haben wird. Eine stichhaltige Antwort darauf dürfte schwer fallen. — Diese Thatsache des der äußeren Erscheinung Berlins mangelnden nationalen Elements ist um so erstaunlicher, als man sich in der inneren Einrichtung der Wohnungsräume mit wahrem Uebereifer dem „Stil" in die Arme wirft und zwar meistenteils der deutschen Renaissance, ja sogar der Frührenaissance. Diese Einrichtungen haben viel Unbequemes, und strenge durchgeführt, Lächerliches an sich; aber sie entspringen keineswegs einem nationalen Empfinden oder doch nur in den seltensten Fällen; sie erklären sich einfach durch das Affentum der Mode.

Wie wenig man in Berlin im Allgemeinen noch von der Würde und Bedeutung der bildenden Kunst überzeugt ist, zeigt, während man Bauten aller Art aus der Erde wachsen sieht, das Fehlen eines eigentlichen Kunstausstellungsgebäudes. Der seit Jahren benutzte provisorische Bau auf dem Kantianplatz bedeutet einen der Reichshauptstadt unangemessenen Zustand.

Der Berliner Geschmack in der Malerei zeigt eine gewisse spießbürgerliche Richtung. Die Genremalerei in ihren kleinlichen Motiven von Salon- oder Familienszenen hat die meisten Anhänger, ähnlich wie das Rühr-, Familien- oder possenhaft-gemütliche Stück auf der Bühne, und zwar wird dasjenige Bild vorgezogen, welches so glatt und geleckt als

möglich erscheint. In dieser Hinsicht können die Bilder von Knut Eckwall als Muster dienen, die stets einen großen Kreis von Beschauern um sich versammeln, welche das mit technischem Geschick gemalte Lampenlicht oder irgend ein elegant gepinseltes Einrichtungsstück des Salons bewundern. Dieser Maler malt mit Vorliebe „die gute Stube" in ihren verschiedenen Formen und Abstufungen, während der gleichfalls sehr beliebte Porträtmaler Sichel alle möglichen Nationen in Lebensgröße auf die Leinwand bannt. So exotisch er sie aber auch ausstaffiert, es sind und bleiben doch stets biedere Reichshauptstädter. Diesen geschätzten Modemalern könnte man noch ein Dutzend anderer zur Seite stellen, allein da sie für das Gesagte typisch sind, genügen diese beiden Namen vollkommen.

Während man einen, trotz vielen tüchtigen Eigenschaften, im Akademischen befangenen und nüchternen Künstler wie Anton von Werner mit Aufträgen überhäuft, hat man eine so einzige Kraft in der Darstellung preußischer Geschichte und Berliner Lebens wie den genialen Adolf Menzel zu keiner großen monumentalen Aufgabe zu verwenden gewußt. Für die bedeutende Samlung der Nationalgalerie hat man von einem Meister wie Böcklin, der eine so eigenartige Stellung in der neuen deutschen Kunst einnimmt, ein Bild erworben, das zu den unbegreiflichen dieses widerspruchsvollen Künstlers gehört, und so wird der Masse das Verständnis der Bedeutung des Malers selbstverständlich erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Ueberhaupt ist die Aufmunterung, die man namentlich jüngeren deutschen Künstlern zu Teil werden läßt, eine unvollkommene, wenn man erwägt, welche ungeheuere Summen für den Ankauf alter, oft sehr geringwertiger Bilder verwendet werden. Die nicht unbeträchtlichen Reisestipendien erfüllen ihren Zweck bekanntlich auch nur unvollkommen; es ist sehr fraglich, ob ein langer Aufenthalt in Italien für den deutschen Künstler wirklich einen Vorteil bedeute und ob die dafür aufgewendeten Beträge ihm nicht auf andere Weise, zum Beispiel durch rechtzeitige Aufträge, besser zu Statten kämen. Eine Entwicklung zur nationalen Eigenart fördert dieser beliebte Aufenthalt in Italien keineswegs, aber gewisse überlieferte Vorurteile scheinen nun einmal in Deutschland nicht auszurotten zu sein. Ein Beispiel dafür ist die immer wieder hervortretende Forderung einer deutschen Kunstakademie in Rom, während man im wirklich kunstsinnigen Frankreich mit dem Plan umgeht, die dort seit einem halben Jahrhundert bestehende französische Akademie aufzulösen, da sie die Zwecke, die man damit verknüpfte, nicht mehr erfüllt.

Ein fernerer Beweis, wie wenig man sich zu einer nationalen Richtung in der Kunst zu entschließen vermag, ist die Siegessäule in Berlin, die, abgesehen von argen Verstößen gegen künstlerische Schönheit, eine Anlehnung an reine deutsche Renaissance oder Gothik nur allzusehr vermissen läßt. Auch die häufige Verwendung von Schmiedeeisen in Berlin, die nicht freudig genug zu begrüßen ist, wenn man sie mit der gußeisernen Jämmerlichkeit früherer Perioden vergleicht, geht über die Verwendung von einzelnen Formen deutscher Renaissance und des Barockstils nicht hinaus. Gerade in Berlin wäre die Erweiterung der künstlerischen Gestaltung des Schmiedeeisens zu wünschen, weil man hier diesem Material mit Recht einen so bedeutenden Platz in der neuen Kunstindustrie eingeräumt hat. Die Kunstindustrie ist überhaupt der erfreulichste Anblick im Kunstleben der Reichshauptstadt, so arge Verstöße gegen den guten Geschmack man sich, namentlich in der einseitigen Bevorzugung der cuivre poli auch zu Schulden kommen ließ. Aber die Mannigfaltigkeit und sich mehr und mehr ausbreitende Gediegenheit sind immerhin nicht zu unterschätzende Thatsachen, um so mehr, als zu erwarten ist, daß mit zunehmender Erweiterung der Industrie auch der gute Geschmack sich ausbilden und in weitere Kreise dringen wird. Die Billigkeit ist an und für sich ein zweifelhafter Vorzug, wenn aber die Güte der Erzeugnisse gleichen Schritt mit ihr hält, so dürfte die deutsche, besonders auch die Berliner Kunstindustrie bald keinen Vergleich mehr zu scheuen brauchen, wie sie sich in den letzten Jahren denn auch in der That weite Absatzgebiete erobert und namentlich dem französischen Kunstgewerbe erfolgreich Konkurrenz gemacht hat.

Ebensowenig wie Berlin Bauten aufzuweisen hat, die künstlerisch voll zu befriedigen vermögen, leidet es auch an einem Mangel an monumentalen Brunnen, an denen der Süden Deutschlands so reich ist. Alles, was davon vorhanden, ist von einer Aengstlichkeit der Anlage, die unbegreiflich erscheint, umsomehr als auch das Wasser kaum für die Wirkung in Betracht kommt, eine so spärliche Rolle hat man diesem auch im architektonischen Sinne

belebenden Element dabei zuerteilt. Man hat sich dafür mit Springbrunnen zu helfen gesucht, die aber nur als Teil der Landschaftsgärtnerei, nie künstlerisch allein zu wirken vermögen. Auch hier bleibt sehr viel, fast alles zu thun übrig. Was die Denkmäler anbetrifft, so sind die vorhandenen, treffliche und ungenügende, hinreichend bekannt und wird die Stadt bald durch ein neues bereichert werden, nämlich durch dasjenige Friedrich Wilhelm IV., welches auf dem oberen Absatz der Freitreppe der Nationalgalerie seinen Platz erhalten soll. Auch hierbei wird wieder die Schablone hervortreten, denn weshalb man den friedliebenden, geistreichen und den Musen ergebenen Fürsten hoch zu Roß darstellt, ist nicht ersichtlich; es sei denn, daß es die Tradition, die allmächtig zu sein scheint, so will. Wenn man den großen Kurfürsten, Friedrich den Großen und Kaiser Wilhelm so der Nachwelt überliefert, so ist es das einzig Richtige, darum eben ist dies bei Friedrich Wilhelm IV. nicht der Fall.

Für die künstlerische Ausgestaltung der Reichshauptstadt im nationalen Sinne wäre eine organisatorische Kraft mit der Machtfülle und der eisernen Energie eines Bismarck wünschenswert und auch diese würde mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Daß eine solche Ausgestaltung aber ein Ziel sei, das nicht emsig genug anzustreben ist, wird Niemand bestreiten, dem die innere Entwicklung der Nation, ihre wirkliche unlösliche Verschmelzung eben so sehr am Herzen liegt, wie ihre politische Machtstellung und ihr Kulturansehen nach außen, besonders, wenn man die schroffen Gegensätze beobachtet, die sich innerhalb des Reichs fort und fort noch geltend machen.

Heimat.

Von Xanthippus.

Wer von den Freunden getrennt und dem traulichen Laute der Heimat
Jahre versäumt und vertrauert, fast schon die Liebe verlernt,
Ach, wie jubelt das Herz ihm auf an jeglichem Morgen,
Weckt unholdes Geschrei selber ihn, heimisches doch!
So hast Ithaka einst Du, herrlicher Dulder Odysseus,
Heiligen Boden gegrüßt, den Du gewonnen im Schlaf.
So hat einst vor Freude gebebt der beherzte Kolumbus,
Als er vom Korbe vernahm endlich das rettende: Land!
Dank Dir, Zeus, der gerne den irrenden Pilger zurückführt!
Segne die Freunde so auch, segne sie über den Wunsch!

Eduard v. Hartmann's philosophische Familiensorgen.

Von Irma v. Troll-Borostyani.

II.

Man braucht gar kein Anhänger der Malthus'schen Lehre zu sein, um einzusehen, daß ein derartiger Zuwachs der Bevölkerung, wie ihn Herr v. Hartmann fordert, bald zu einer örtlichen und nach und nach zu einer allgemeinen Uebervölkerung der Erde führen würde.

Aber auch unter den gegenwärtig bestehenden Bevölkerungsverhältnissen würde weder

das individuelle Wohl noch das darauf begründete Staatswohl dadurch gefördert, wenn alle Menschen, wie Hartmann will, schon in jugendlichen Jahren, wo ihre Fortpflanzungsfähigkeit noch am kräftigsten ist, zur Ehe schritten und, dem Beispiele der untersten Gesellschaftsschichten folgend, ohne Ueberlegung so viele Kinder erzeugten, als ihre physische Kraft ermöglicht. Sehr gering ist bei unseren Kulturvölkern die Zahl derjenigen Staatsangehörigen, deren materielle Lage eine so günstige ist, daß sie bei sehr reichem Kindersegen die Mittel zu gesunder kräftiger Ernährung und gediegener Erziehung der Sprößlinge gewährt. Wenn das Einkommen eines bestimmten Ehepaares ganz wohl genügen kann zur Erziehung von zwei oder drei Kindern, so ist es deshalb noch nicht ausreichend für sechs oder acht. Und je mehr Kinder in einer solchen Familie geboren werden, um so kleiner und ungenügender ist selbstverständlich der Teil der Familienhabe, der für die körperliche und geistige Heranbildung jedes einzelnen Sprößlings entfällt, um so ungenügender für ein siegreiches Bestehen im harten Kampf ums Dasein wird demnach also auch — durchschnittlich — jedes einzelne Familienglied ausgerüstet sein. Hartmann irrt sehr, wenn er glaubt, daß durch eine rasche Vermehrung der Menschen-Gattung, deren einzelne Exemplare aber infolge kümmerlicher Ernährung und dürftiger Ausbildung hinter dem Niveau der früheren Generation zurückstehen (wodurch die menschliche Gesellschaft einen rückschreitenden, zu allmählicher physischer und geistiger Entartung führenden Weg einschlüge), das Wohl des Staats besser gefördert würde, als durch eine langsamere Vermehrung bei größerer Tüchtigkeit und Kraft der Individuen. Und ebenso irrt Hartmann, wenn er meint, daß bloße größere Sparsamkeit und größere Anspruchslosigkeit genügen würden, Ehepaare, die gegenwärtig mit ihren Mitteln etwa für die Erziehung von zwei oder drei Kindern aufkommen, zu befähigen, die Aufziehung von zehn oder elf Kindern zu bestreiten. Viel läßt sich freilich mit Sparsamkeit und genügsamer Lebenshaltung erreichen; aber die uneingeschränkte Fortpflanzung im Verein mit hiedurch bedingter Herabdrückung des Niveau's der Führung des Lebens, welche auf alles verzichten muß, was das Dasein verschönt, was ihm Reiz und Anmut verleiht, weil alle diese schönen Dinge ohne Geldausgabe nicht zu haben sind: diese Tendenz führt unausweichlich zu einem Rückgang in der Kultur und Zivilisation und würde die vorgeschrittensten Völker auf eine Stufe geistiger Entwickelung zurückdrängen, wie wir sie allenfalls die Irländer und Slovaken einnehmen sehen, welche ihre „kaninchenartige Fruchtbarkeit“ (Herr v. Hartmann möge entschuldigen, daß ich trotz seiner Entrüstung mich dieses von ihm mit Anathem belegten Vergleichs bediene) und das dadurch verursachte Massen-Elend über ein dürftiges Vegetieren nicht hinauskommen läßt.

Die geringere Kinderzahl in den Ehen der höheren Stände im Vergleich mit denen der niederen ist daher nicht, wie Hartmann behauptet, ein Zeichen von „wirtschaftlichem Egoismus“ des Mannes und „Untüchtigkeit, Selbstsucht und Naturentfremdung“ der Frau; sie ist kein Zeichen „selbstsüchtiger Genußsucht“ jener Menschen, denen ein „soziales Solidaritätsbewußtsein“ abhanden gekommen ist, sondern sie ist die Wirkung eines fortgesetzten Waltens moralischer Kraft, eines hohen Bewußtseins der Verantwortlichkeit für die Bedingungen der Existenz und Erziehung der Kinder und besonnener Beherrschung des egoistischen blinden Naturtriebes, der nichts will als momentane Befriedigung, ohne sich um die Folgen zu kümmern.

Wenn daher die Frau in Erwägung der gegebenen Verhältnisse, welche bei weiterer Vergrößerung der Familie die Bedingungen für eine günstige Heranbildung der Kinder nicht gewähren würden, an den Mann mit der Mahnung herantritt, die Zahl der Nachkommen nicht weiter zu vermehren, so ist solche Handlungsweise nicht Selbstsucht und Verschrobenheit, sondern Pflicht, Pflicht gegen ihre Kinder und gegen den Staat, dessen Wohl durch das Insslebensetzen von Individuen geschädigt wird, für deren Aufziehung zu leistungstüchtigen Staatsbürgern in keiner Weise genügend gesorgt werden kann. Und wenn der Mann sein Ohr dieser Mahnung verschließt, so ist der Herrn v. Hartmann so sehr empörende Vorwurf über sein „naturgemäßes Verhalten“, das ihm als „sinnliche Rohheit und rücksichtslose Barbarei in Rechnung gestellt wird“, in diesem Falle vollkommen berechtigt. Denn eben sinnliche Rohheit und rücksichtslose Barbarei lassen ihn von der unbequemen moralischen Beherrschung und Mäßigung seines Naturtriebes zurückschrecken.

„Naturgemäß,“ das leidige Wort! Es läßt sich nach Belieben wenden und drehen

und soll so oft mit seiner Flagge unmoralische Handlungen decken! Naturgemäß, d. h. dem blinden, der Aufsicht überlegender Vernunft sich entziehenden Naturtrieb gemäß, ist auch Verführung und Ehebruch des liebesbrünstig Begehrenden; naturgemäß ist Diebstahl und Raub des besitzlosen Hungernden; naturgemäß ist die Ermordung eines verhaßten Feindes. Die Grenzlinie, innerhalb welcher die Befriedigung eines Naturtriebes gerechtfertigt ist, liegt dort, wo durch diese Befriedigung fremdes Wohl nicht verletzt wird. Wird diese Grenze überschritten, so ist jene unmoralisch und verdammenswert.

Der Mann, der mehr Kinder erzeugt als seine Verhältnisse zu arbeitstüchtigen Staatsbürgern heranzubilden ihm ermöglichen, handelt daher, wenn auch „naturgemäß", so doch unmoralisch, weil er an seinen Kindern und an dem Gemeinwohl sich versündigt. Und das von Herrn v. Hartmann verurteilte „selbstsüchtige Verhalten" liegt auf seiner Seite und nicht auf Seite der Frau, welche die Zahl der Kinder den gegebenen Verhältnissen entsprechend beschränken will. Zudem kann ja aber auch diese ihre Handlungsweise nicht anders als naturgemäß genannt werden, da sie vernünftig ist, und die menschliche Vernunft doch auch eine Naturgabe und ihr Walten keine Naturentfremdung ist.

Wäre Herr v. Hartmann nicht von einem fanatischen Vorurteil gegen die Frauenbefreiung erfüllt, so müßte er einsehen, daß gerade sie viel geeigneter wäre, eine den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft fördernde geschlechtliche Auswahl zu begünstigen, als die von ihm gepredigte gesetzliche und geistige Knechtung der Frauen. Denn nur dort kann dieses für eine günstige Entwicklung der Menschheit so hochwichtige Moment — auf welches Herr v. Hartmann selbst so großes Gewicht legt — in volle Wirksamkeit treten, wo die Vereinigung der beiden Geschlechter wirklich Folge einer ganz freien Wahl und eines vollen gegenseitigen Verständnisses bei gleichzeitigem Gefallen an einander und innerer Zufriedenheit ist. Unsere heutige konventionelle oder Zwangs-Ehe bietet im Gegensatze hiezu leider nur zu häufig die widerwärtigsten und nachteiligsten Erscheinungen gegenseitigen Mißverständnisses oder Mißverhältnisses und nicht zu entfernender Unzufriedenheit dar, und die so wichtige Frage, ob beide Teile in körperlicher wie geistiger Hinsicht für einander passen oder einander glücklich ergänzen, kommt gegenüber allen andern Fragen nach Geld, Familie, Stellung u. s. w. fast gar nicht in Betracht. Ein Rückschritt in der Stellung der Frau, eine nach Hartmann'schem Rezept durchgeführte noch engere Beschränkung der weiblichen Bildung und Erwerbsfähigkeit würde die Zahl der unglücklichen Ehen noch vergrößern, indem die Mädchen zur Erhaltung ihrer Existenz noch ausschließlicher auf den Fang eines mehr oder weniger reichen Ehegatten angewiesen und noch weniger als gegenwärtig in die Möglichkeit versetzt wären, die Bewerbung eines den Neigungen ihres Herzens widersprechenden Freiers abzuweisen. Dagegen bedingt die von uns geforderte Emanzipation der Frauen ihre unabhängigere Stellung dem Manne gegenüber und eine andere Gestaltung der Ehe. Die selbständig gewordene Jungfrau würde nicht nötig haben, sich wie eine Waare auf dem Markte verhandeln zu lassen oder halb gezwungen nach jeder ihr gebotenen Ehe zu greifen, um dem traurigen und in vielen Fällen ihre Existenz in Frage stellenden Zustand des Unverheiratetseins zu entgehen, sondern sie würde sich nur dort binden, wo diese Verbindung ihr Glück und Befriedigung verspricht. Hiedurch würde die gegenwärtig so große Zahl der unglücklichen und der Fortbildung des Geschlechts nachteiligen Ehen sich mindern, die der glücklichen und dem Gesamtwesen nützlichen dagegen steigen.

Nachdem wir in Kürze die Irrtümlichkeit der von Hartmann verfochtenen Ansichten aufgedeckt und klargelegt haben, erübrigt uns nur noch auf einige Punkte hinzuweisen, in welchen der Philosoph sich in geradezu staunenswerte Widersprüche verwickelt. Während er beispielsweise gegen die Frauenemanzipation, d. h. gegen jedes Heraustreten der Frau aus dem Kreis der Familie und gegen jede andere Thätigkeit derselben als in der Familie ankämpft, donnert er zugleich gegen die „egoistische Rücksichtslosigkeit" der Frau, mit welcher sie alle Lasten des Gelderwerbs „dem Manne aufbürdet, so lange sie noch einen hat."

Ja, was will denn Herr v. Hartmann eigentlich?

Die Frau soll kochen, waschen, schneidern, stricken, nähen; sie soll elf Kinder gebären, säugen und pflegen. Aber wenn sie auch alles dies zustande bringt, so findet Hartmann doch noch Gelegenheit, ihr den Vorwurf zu machen, daß sie alle Lasten der Sorge für die

Familie ihrem bedauernswerten Manne aufbürdet. O diese armen Männchen! O diese nichtsnutzigen faulen Weiber!

Ein anderer Widerspruch findet sich in seinen Auslassungen über den weiblichen Unterricht. Er legt dem „höheren Töchterschulwesen" die Schuld an der „Verschrobenheit unserer Weiber" zur Last und sagt: „Alle Halbbildung ist ein Fluch und nicht ein Segen, unsere höhere Töchterschulbildung aber ist Halbbildung der schlimmsten Art und erzeugt naturgemäß auch die Folgen einer solchen."

Nun sollte man meinen, daß wer die Halbbildung — und mit Recht — als einen Fluch verdammt, dafür eine gründliche Vollbildung als einen Segen erkennen werde und diese an Stelle jener mehr oder minder glänzenden Scheinbildung (richtiger: Verbildung) unserer jungen Damen der höheren Stände gesetzt sehen möchte.

Umsomehr sollte man dies von Hartmann glauben, welcher dafür eintritt, daß die Mädchen in einer Weise erzogen würden, welche sie befähige, ihren eigenen Kindern eine gute Gemüts- und Charakterbildung angedeihen zu lassen, da doch die Befähigung, eine wahrhaft gute Erziehung zu erteilen, ohne eigene gediegene Bildung nicht möglich ist.

Doch in stolzer Verachtung solch' einfach logischer Schlußfolgerungen fordert Hartmann in Einem Atem mit dem Ebengesagten, daß die Frauen keine höhere Bildung erhalten sollten als den schlichten Volksschulunterricht, was damit allerdings in vollem Einklang steht, daß Hartmann den Frauen keinen andern Beruf als die Ehe und (auch in den höhern Ständen) in der Ehe keine anderen Beschäftigungen als häusliche Dienstleistungen anweist.

Die Unmöglichkeit der Forderung, daß Frauen, die keine weitere Geistesausbildung als durch den Elementarschulunterricht erhalten haben und sich ihr ganzes Leben mit nichts anderm als häuslichen Verrichtungen und Kinderwartung beschäftigen, fähig sein sollen, ihren Kindern eine den Ansprüchen höherer Gesellschaftsschichten entsprechende gute Erziehung zu erteilen — macht Herrn v. Hartmann keine Skrupel.

Wollen wir schließlich noch Hartmann's Anschauung über die fatale Wirkung der — nicht „Jungfern-", sondern das ganze weibliche Geschlecht insgesamt betreffenden — Frauen-Frage, insofern dieselbe die Ehelosigkeit angeblich noch fördern soll, Erwähnung thun, so haben wir hierauf zweierlei zu erwidern:

Erstens handelt es sich in dieser Frage durchaus nicht darum, den „unverheirateten Frauen einen Beruf anzuweisen", sondern darum, das Prinzip der Gleichberechtigung auch auf die weibliche Hälfte des menschlichen Geschlechts auszudehnen; die despotischen Schranken, welche der wissenschaftlichen Ausbildung der Frau und ihrer freien Berufswahl gezogen sind, wegzuräumen; den Frauen im allgemeinen Wettbewerb denselben freien Spielraum wie den Männern und dieselben Hilfsmittel durch Zulassung an alle staatlichen Bildungsanstalten zu gewähren und in der Eröffnung aller Berufsbahnen bei für beide Geschlechter gleichen Anforderungen an die Leistungsfähigkeit, es der eigenen Kraft der Frauen zu überlassen, ob und inwieweit sie in der freien Konkurrenz mit den Männern zu bestehen vermögen.

Zweitens haben wir Hartmann's Ansicht, daß „die Ausbildung der Mädchen für selbständige Berufsarten dieselben weniger anziehend für die Männer macht und dadurch die Zahl der unverheiratet bleibenden Männer, also auch die Zahl der sitzenbleibenden Mädchen vermehrt", die Anschauung Büchner's entgegenzusetzen: „Es ist eine höchst lächerliche und echt schulfuchsige Behauptung, daß Bildung und Arbeit den sogenannten Nimbus der Weiblichkeit von der Frau abstreiften, und daß geistig entwickelte und selbständige Frauen einer wahren Hingebung an den Mann nicht fähig seien. Von allem diesem ist das gerade Gegenteil wahr, und es kann gewiß kein besseres Mittel für Hebung der Ehe und des Familienlebens überhaupt geben, als Emanzipation der Frau zur Arbeit, Erwerb und Bildung. Schon das Bewußtsein, sich nicht selbst ernähren zu können und Gatten und Vätern ein Leben lang zur Last fallen zu müssen, verursacht der Frau ein um so drückenderes Gefühl, je verständiger oder gebildeter dieselbe ist, und stört jene Zufriedenheit, welche für ein glückliches Familienleben so notwendig erscheint . . . . Hand in Hand mit ihrem Gatten, nicht als seine Dienerin oder ganz von ihm abhängige Freundin, sondern als seine freie und gleichberechtigte Genossin wird sie mit ihm durch das Leben gehen und im Stande sein, im äußersten Fall auch ohne ihn für sich und ihre Kinder zu sorgen, während gegenwärtig

mit dem Tode des Ernährers in der Regel das nackte Elend die ganze Familie in seine allezeit offenen Arme nimmt."

Die Ansicht, ob eine umfassende und tüchtige Ausbildung der Mädchen ihre Anziehungskraft auf die Männer erhöht oder vermindert, ist übrigens doch nur Sache des Geschmacks, über welchen sich bekanntlich nicht streiten läßt. Auch liegt für Hartmann und seine Geschmacksgenossen gar kein Grund zu aufregender Sorge vor. Denn so wenig alle Gymnasien, Akademien, Universitäten u. s. w. dem üppigen Gedeihen männlicher Dummköpfe (selbst in gelehrten Kreisen) einen Damm setzen, ebensowenig würde die gesetzliche und wissenschaftliche Emanzipation der Frau die gewiß ebenso vielen Frauen als Männern an- und eingeborne Dummheit kurieren. Daher wird der Geschmack derer, welche beim Weibe geistige Beschränktheit und Unwissenheit liebreizender finden, als einen durch hohe Bildung entwickelten Geist, nie Gefahr laufen, keine befriedigenden Genossinnen zu finden.

Auf Grund seiner zufälligen, individuellen Geschmacksrichtung aber — wie Herr v. Hartmann thut — die Beschränkung allen weiblichen Unterrichts auf das Niveau der Elementarschule (mit gnädiger Beigabe der französischen Sprache) zu fordern, ist ein Verlangen von wirklich überraschender Kühnheit. Und damit Punktum.

Das neue Lied.

Von Th. Vöthig.

Es heult der Wind und der Regen rinnt —
Großmutter sitzt am Ofen und spinnt —
Das Enkelkind zu singen beginnt.

Zigeuner spielten gestern am Thor,
Da tönte der Maid ein Lied in's Ohr. —
Das singt sie leise der Alten vor.

„Großmutter, kennst Du die Melodie?
„Wie schmeichelt und lockt und jubelt sie!
„Wer einmal sie hört, vergißt sie nie!"

Großmutter wohl auch den Zauber spürt —
Sie weint — ihr Spinnrad sich nicht mehr rührt —
Das Lied hat einst die Tochter verführt.

Musikalische Plaudereien.

Von Richard Wagner.

Mendelssohn war Landschaftsmaler erster Klasse, und die Hebriden-Ouvertüre ist sein Meisterwerk. Da ist alles wundervoll geistig geschaut, fein empfunden und mit größter Kunst wiedergegeben. Die Stelle, wo die Oboen, allein durch die andern Instrumente

hindurch, klagend wie der Wind über die Wellen des Meeres zur Höhe steigen, ist von außerordentlicher Schönheit. Bei der Sommernachtstraum-Ouvertüre muß man bedenken, daß ein Fünfzehnjähriger sie geschrieben hat, und wie formvollendet ist da schon Alles, wenn auch noch lange nicht so konzis gefaßt und fein empfunden, wie in den „Hebriden"; auch scheint mir das Hauptthema vergriffen: das sind keine Elfen, sondern Mücken.

* * *

Sebastian Bach arbeitet nur für sich, denkt an kein Publikum; nur manchmal ist's, als spielte er seiner Frau etwas vor. Da ahnt man die neue Zeit, die steckt schon ganz in ihm verschlossen. Aber es ist Unrecht, so zu scheiden: er ist ein in sich Vollkommenes, Unvergleichliches. Und wie einzig sind seine großen Klaviersachen! Im „Wohltemperierten Klavier" — wie ohne jedes moderne Sentiment, wie warm, wie urkräftig, wie innig ist seine Musik, welche merkwürdigen Schreie ertönen da mitunter!

* * *

Herrn W. H. Riehl vergeht, wie er irgendwo versicherte, bei meinen Opern Hören und Sehen, während er bei einigen hört, bei anderen sieht. Allein trotz allem dargebotenen Schauspiele, wovon Viele behaupten, daß es ins Monströse ginge, würde bei mir am Ende doch noch zu wenig zu sehen sein. Wie mir denn z. B. vorgeworfen worden ist, daß ich im zweiten Akte des „Tristan" versäumt hätte, ein glänzendes Ballfest vor sich gehen zu lassen, während welchem sich das unselige Liebespaar zur rechten Zeit in irgend ein Bosquet verlieren könnte, wo dann seine Entdeckung einen gehörig skandalösen Eindruck und alles sonst noch dazu Passende veranlaßt haben würde. Statt dessen geht nun in diesem Akte fast gar nichts als Musik vor sich, welche leider wieder so sehr Musik zu sein scheint, daß Leuten von der Organisation des Herrn W. H. Riehl darüber das Hören vergeht, was freilich um so schlimmer ist, als sie dabei fast gar nichts zu sehen kriegen . . .

* * *

Musik! —

Die Musik ist das Witzloseste, was man sich denken kann. Bei ihr sind wir eben in keiner Maskerade, dem einzigen Zeitvertreib unserer ledernen Fortschrittswelt. Hier treffen wir auf keinen als Don Juan verkleideten Ministerialrat oder dergleichen, dessen Entlarvung uns viel Spaß machen kann: sondern hier erscheinen dieselben wahrhaftigen Gestalten, die dem *blinden* Homer sich im bewegungsvollen Heldenreigen darstellten, in demselben Reigen, den nun der *taube* Beethoven uns ertönen läßt, um das entzückte Geistesauge sie noch einmal ersehen zu lassen . . . . Und doch wird jetzt fast nur noch witzig komponiert! Ich vermute, dieses geschieht unseren Litteraten zu Liebe. Der amüsementbedürftige Journal-Kavalier sitzt da . . . Seine Sehkraft bleibt eine ganz reale; er gewahrt nichts, gar nichts; die Zeit wird ihm lang, während uns die Zeit der Entrücktheit aus allem dem, was jener einzig sieht, zu kurz, zu flüchtig war. So schafft ihm doch Amüsement! Macht Witze, ihr Musiker! Verkleidet euch, steckt eine Maske vor! . . . .

* * *

Der liebenswürdige, aber etwas philisterhafte Hummel wurde einmal befragt, an welche schöne Gegend er wohl gedacht hätte, als er ein gewisses scharmantes Rondo komponierte. Er hätte der einfachen Wahrheit gemäß sagen können — an ein schönes Bach'sches Fugenthema in Cis-dur. Allein er war noch aufrichtiger und bekannte, daß ihm die achtzig Dukaten seines Verlegers vorgeschwebt hätten . . . . Das war noch ein witziger Musiker, das war noch ein Mann, mit dem sich reden ließ! —

Münchener Maler in Berlin.

Von Georg Voß.

(Nach der Berliner „Tägl. Rundschau".)

Der Verein Berliner Künstler ist diesmal in seinem Bestreben, der Hauptstadt einen Ersatz für die in diesem Jahre ausfallende große akademische Kunstausstellung zu schaffen, mit glücklichem Erfolge belohnt worden. Die jetzt in der Kommandantenstraße eröffnete Ausstellung bringt eine Anzahl recht tüchtiger Werke, und wenn mancher hervorragende Meister auch nur mit Nebenarbeiten vertreten ist, so wird man doch in der jetzigen ausstellungslosen Zeit auch diese als Künstlergruß willkommen heißen. Besonders aus München sind recht zahlreiche Gemälde und manches Meisterwerk darunter eingegangen. Dem Umfang der Schule entsprechend geringer sind Düsseldorf und Karlsruhe vertreten. Die Hauptmeister der Berliner Schule sind fast ganz fern geblieben. Den Berliner Malern scheint die kleine Ausstellung in der für unser eigentliches Kunstpublikum entlegenen Straße nicht verlockend genug gewesen zu sein. Dazu steht hier die große internationale Jubiläumsausstellung im Frühjahr bevor, und unsere Maler wollen die Wirkung ihrer großen Treffer nicht abschwächen dadurch, daß sie dieselben schon jetzt in den erfahrungsmäßig nur spärlich besuchten Vereinssälen der öffentlichen Beurteilung preisgeben. Die Beteiligung der Münchener Künstler steht daher diesmal, wie so oft, durchaus in erster Linie. Von den Genremalern der Isarstadt bringt Mathias Schmid, der reichbegabte Darsteller des Tiroler Bauernlebens, ein größeres Werk, betitelt „Verlassen". Mitten im Hochgebirge hat sich ein junges Weib, den Säugling im Arm, vor einem Muttergoldesbilde in verzweifelndem Schmerze niedergeworfen. Daneben steht ein Bursche und ein Mädchen, die auf der Heimkehr von der Kirmeß hier vorübergekommen zu sein scheinen, beide noch mit dem bunten Flitter des Festes geschmückt. Das Mädchen ist, halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen, vor dem Marienbilde stehen geblieben und scheint die Lage der Unglücklichen kaum zu verstehen. Nur ihr Begleiter blickt bewegt halb auf das Weib zu seinen Füßen und halb auf die Geliebte. Trefflich entspricht der Stimmung des Vorgangs die kalte, graue Morgendämmerung, in die nur aus der Ferne die weißen Gletscherfelder herüberleuchten. — Harburger bringt zwei ganz neue, vortreffliche Arbeiten, in denen er wie immer seine Bauern und Kleinstädter mit miniaturartiger Feinheit darstellt. Das eine Gemälde zeigt den Kopf eines alten, stumpfsinnig dreinschauenden Landmannes, das andere ein paar behäbige Spießbürger beim Bierkruge. Ueberraschend wirkt ein drittes Bild Harburger's, der in Pastellfarben ausgeführte Portraitkopf einer Dame, deren leidenschaftliches Gesicht sich bedenklich den Zügen der von Bruno Piglhein in die deutsche Portraitmalerei eingeführten Kinder der Welt nähert. Ausgeführt ist auch dieser Kopf mit außerordentlicher Meisterschaft. — Hellquist hat in den letzten Jahren mehrfach das Leben der Mönche belauscht. Die gegenwärtige Ausstellung bringt von ihm zwei schwermütig gestimmte Ordensbrüder im Garten. Der Eine begießt wehmütig die Blumen und macht ein Gesicht, als ob er soeben Uhland's „Mönch und Schäfer" gelesen hätte.

Es steht das Kreuz, davor ich knie'
Im grünen Baumgefild;
Doch ach, es grünt und blühet nie,
Trägt stets ein sterbend Bild.

Der Trübsinn des andern Bruders scheint eine direktere Veranlassung zur Ursache zu haben. Der zweite Mönch sitzt mit dem Tuch über der dicken Backe vor dem Petroleumkocher, um sich einen Thee oder warme Umschläge zu bereiten. Das Ganze ist eine Idylle, in der, wie immer bei Hellquist, die Figuren vortrefflich gezeichnet sind. Die spinatgrüne Landschaft und die grellen, bunten Blumen darin wirken dagegen recht abstoßend. — Klaus Meyer, der geniale Nachahmer der holländischen Genrebilder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, hat ein kürzlich vollendetes Gemälde, drei plaudernde Spittelfrauen, ausgestellt, ein Bild, das mit dem bis zur Verzerrung übertriebenen Gesicht der einen der klatschenden Alten den sonst so feinfühlenden Charakterzeichner nicht ganz auf seiner Höhe zeigt. Gemalt ist das Bild wiederum in dem kühlen, klaren Silberton, der in allen Arbeiten

des jungen Künstlers so harmonisch durchgeführt ist. — Liezen-Meyer, der bekannte Schöpfer der Bilder zum Faust, hat ein Gretchen mit dem Schmuckkasten hergesendet. Doch Liezen-Meyers Gretchen sieht aus, als ob Schiller und nicht Goethe uns ihren Charakter gezeichnet hätte. Von der unbefangenen Lebensfreude, mit der sich Goethe's Gretchen den Schmuck umhängt, ist in diesem gedankenvollen Mädchenkopfe nichts zu finden. Im Uebrigen ist das Gemälde eine vortreffliche malerische Leistung. — Ganz im Gewande des Genrebildes gehalten, ist auch wieder ein religiöses Bild Fritz von Uhde's, „Die Jünger zu Emaus". Die beiden Jünger sind Bauern, die in eine moderne Dorfstube eingekehrt sind. Ueberall herrscht das alltäglichste Leben der Gegenwart. Auf dem Tisch liegt ein mit überzeugender Wahrheit gemalter Häring in der Schüssel, und an diesem Tisch hat Christus Platz genommen. Christus ist in den auf Uhde's Bildern stets wiederkehrenden, fadenscheinigen, wasserblauen Mantel gekleidet. Der Augenblick, welchen der Künstler für seine Darstellung gewählt hat, ist der, in welchem Christus das Brod bricht, und die Jünger in ihrem Tischgenossen den auferstandenen Heiland erkennen. In den Zügen dieser Jünger, die zu dem Herrn hinüberschauen, bewährt Uhde wiederum seine Kraft als Maler eines tiefen, inneren Seelenlebens. Der eine Jünger, der mit gefalteten Händen anbetend zu Christus emporblickt, erinnert in dem Ausdruck der inneren Bewegung merkwürdig an den einen Kopf auf Rembrandt's gleichnamigem Bilde im Louvre zu Paris. Fritz von Uhde ist Rembrandt darin gefolgt, die heiligen Vorgänge der Bibel in die untersten Schichten des nächsten besten Alltagslebens zu verlegen. Eine schöne Begabung scheint den jungen Künstler auch in den Stand zu setzen, Rembrandt in der Darstellung eines religiös bewegten Gemütslebens nachzustreben. Hoffentlich wird sich ihm auch bald der Sinn für Rembrandt's Farbenfreude erschließen. In diesem Bilde mit seinen kalten Pariser Farben hat Uhde noch auf jede Schönheit der farbigen Erscheinung verzichtet. — Glänzend ist auf der gegenwärtigen Ausstellung Werner Schuch, der jetzt ebenfalls in München lebende Schöpfer so manchen schönen Soldatenbildes aus der Zeit des dreißigjährigen und des siebenjährigen Krieges, vertreten. Ungemein frisch und originell ist sein „General Seydlitz auf Rekognoszierung". Der Reitergeneral ist an die französischen Vorposten herangesprengt. Die Schildwache hat soeben vergeblich nach ihm geschossen, und mit einem kühnen Satz über den den Weg versperrenden Verhau ist er aus ihrer Schußweite heraus. Wohl in keinem Bilde hat Schuch die Lust am Kriegerleben so glücklich zum Ausdruck gebracht, wie in dieser fröhlichen Reitergestalt mit dem im Winde fliegenden Zopf und dem unverwüstlichen Humor in den wetterbraunen Zügen. Auf einem anderen Gemälde schildert Schuch Mannsfeld's Schaaren im dreißigjährigen Kriege. Das Bild schlägt einen ernsteren Ton an. Schon die düsteren Farben der verödeten Landschaft, in der aus regellosem Unterholz nur hie und da der abgefrorene kahle Stamm eines Eichbaums hervorragt, führt uns in die Stimmung der auf dem Lande lastenden Kriegsnot. Durch diese Landschaft zieht ein Trupp Reiter und Fußvolk. Voran der Wagen der Marketenterin, deren Tochter mit dem Säugling im Arm auf einem Esel daneben reitet. Die Soldaten sind prachtvolle Kriegerfiguren, in denen die malerischen Uniformen der Zeit mit überzeugender Wahrheit dargestellt sind. Noch ein Jahrhundert weiter zurück greift Schuch in seinem dritten Bilde „Hans Thomas von Absberg in Fehde mit den Nürnbergern". Der Ritter reitet mit seinen Knappen vorsichtig aus der Deckung einer Thalmulde hervor und blickt nach dem in der Ferne unter sicherer Begleitung heranziehenden Kaufmannswagen aus. Die Gestalt des Ritters mit dem phantastischen Federschmuck auf dem Eisenhelm hebt sich prächtig von dem in gelblicher greller Morgendämmerung gemalten Himmel ab und konnte nicht treffender für ein Reiterstück aus der Romantik des 16. Jahrhunderts erfunden werden. Auch in der Landschaft sind die Münchener Maler mit mehreren guten Arbeiten vertreten. Von diesen ein nächstes Mal. —

Kolonial-Poesie.

Von H. v. Reder.

Nach den Karolineninseln
Lenkt der „Iltiß" rasch den Kiel,
Hunger hat er, kolonialen,
Ihn zu stillen ist sein Ziel.

Stolze Spanier sehn mit Staunen
Wie er auf die Flagge hißt
Und die schönste Karoline
Pap vor ihren Augen frißt.

Weh! Vor diesen Flaggenhissern
Fühlt sich sicher Keiner mehr,
Denn sie hissen immer weiter,
Bis verhißt das ganze Meer.

Der Jude von Cäsarea.

Nachgelassener Roman von Martin Schleich.

(Nachdruck verboten.)

Ich geb' Dir noch die Psalmen David's.

— Psalmen sind auch gut, aber die kann ich nicht brauchen. Gieb mir lieber das, was Du auf dem Kopfe hast.

Da die Kapuze eigentlich nur dazu diente, den Einsiedler, wenn er mit Anderen zusammenkam, zu isolieren, Marcian aber auf der Insel ohnehin allein war, so glaubte er, unbedenklich darauf eingehen zu können. Der Fischer ging in sein Haus, kam aber nur mit anderthalb Broden und etlichen Feigen wieder und versprach, ihm das Fehlende in den nächsten Tagen hinauszufahren, worauf sie die Palmblätter in den Kahn warfen und vom Ufer stießen. Unterwegs fiel Marcian ein, daß er eine Kleinigkeit vergessen habe, nämlich zu fragen, ob es auf dem Eiländchen auch Süßwasser gebe. Der Fischer oder Schiffer meinte, in den Einrissen müsse sich schon Regen sammeln, der überhaupt nicht selten sei. Vollkommen beruhigende Auskunft für Einen, der die Gabe der Wolken ohnehin höher schätzt, als alle Ausflüsse der sündhaften Erde.

Am Felsen angekommen, hatten sie eine Weile zu suchen, bis sie anlegen und das Material herausschaffen konnten. Marcian stieg aus, der Fährmann wünschte ihm Glück und war mit seinem Kahn schon wieder ein paar Klafter entfernt, als er hielt und dem Ausgesetzten zurief, er solle ihm die versprochene Kapuze herabwerfen. Marcian that dies, verfehlte jedoch den Kahn, so daß das schätzbare Stück in's Wasser fiel. In demselben Augenblick tauchte ein Rachen auf, der es eiligst verschlang und mit eigentümlichem Geräusch wieder zuklappte. Der Fischer stieß einen Schrei des Entsetzens aus und ruderte aus Leibeskräften dem Gestade zu. Der Kapuzenfreund gehörte wahrscheinlich zu den verfeinerten Nachkommen jenes Ungeheuers, das einst Perseus erlegte und die unter dem Namen Haifische aus dem Sagenkreis in die Wirklichkeit übergegangen sind.

Eigentlich lag die peinliche Frage nahe: wird der Schiffer, da sein bester Lohn dahin ist, die eingegangene Verpflichtung halten, wird er sich überhaupt getrauen, wieder zu kommen? Marcian aber gab sich keinen solchen Gedanken hin, sondern dankte dem Himmel, daß er ihn endlich einem Asyl zugeführt, wo er nach menschlicher Berechnung von allen Besuchen, Zumutungen und Anfechtungen verschont war. Den Felsen selbst, an den sich so alberne Fabeln knüpften, weihte er dem Andenken St. Peters und hatte sogar den flüchtigen Gedanken, später, wenn er einmal älter geworden, in's Land zu gehen und die Mittel zu einer Kapelle zu sammeln. Doch das waren Luftschlösser. Unser Einsiedler fühlte sich außerordentlich glücklich und begann, sein neues Territorium

zu untersuchen. Ebenen Raum gab es fast gar nicht; auf der halben Höhe fand sich eine Einsenkung, in deren Mitte etwas Regenwasser stand. Genußmenschen konnte der Moderduft abschrecken, zum Anfeuchten der Palmstricke war es aber gut genug und für Abtödtungszwecke sehr geeignet. Der hl. Ausonius, der früher ein großer Schlemmer gewesen war, trank nie etwas Anderes.

Der geeignetste Lagerplatz fand sich unweit der Stelle, wo das Boot gelandet war. Als die Dunkelheit anbrach, legte er, nicht aus Weichlichkeit, sondern nur um sich nicht zu verwunden, einige Palmblätter unter sein Haupt. Die Stille war unbeschreiblich. Kein Windchen. Das Meer schien stocken zu wollen. Marcian legte ermüdet seine Hände zusammen und wollte, da die Zunge nicht mehr in Gang zu bringen war, die sieben Bußpsalmen wenigstens durchdenken, schlief aber schon beim ersten ein, und träumte — von wem? Von Andromeda! Er sah sie, halb sitzend, halb hängend an seinem Felsen, er hörte ihre Ketten klirren und — erwachte plötzlich. Er war überzeugt, daß ihn sein Schutzengel aufgeweckt, während ihn der Teufel eingelullt haben mußte. Empört über den tückischen Charakter des Schlafes beschloß er, sich auf dem kleinen Raum hin und her zu bewegen und den Rest der Nacht mit lautem Psallieren zu verbringen.

So lebhaft war es auf dem Felsen lange nicht, vielleicht noch gar nie hergegangen. Erst ein auffallendes Geräusch im Wasser veranlaßte den Sänger, etwas piano zu thun und die Frage, was das wohl gewesen sein möge, beschlich allmählich seine sonst so starke und nicht leicht zu erschreckende Seele. Ein Leviathan? oder vielleicht eine dichte Gruppe jener laichlustigen Schwimmer, die zu gewissen Zeiten auch die europäischen Buchten aufsuchen, um später unter dem Namen Sardellen die Mägen der Weltkinder einzurichten? Oder — den Gedanken wollte er aus Bescheidenheit nicht aufkommen lassen — da die Delphine enragierte Musikfreunde sind, fand es vielleicht ein solcher der Mühe wert, seinem Gesang in der Nähe zu lauschen? Auf alle Fälle hörte er auf zu singen und setzte sich auf sein Lager, den einen Ellenbogen auf das Palmenkissen gestützt.

Erst der andere Morgen überzeugte ihn von der allerdings nicht großartigen, man möchte fast sagen, gemütlichen Schrecklichkeit seines Aufenthaltes. Das Ganze war so trostlos schön, daß er sich nicht genug darauf herumklettern konnte; er hätte den Stein und auch das Meer küssen mögen, weil es ihm die Ufer der verhaßten Welt ferne hielt. Mittel zur Feuerung hatte er vorläufig nicht, aber wie viele Tausend Einsiedler haben Jahre lang nichts Gekochtes genossen und sind doch achtzig und noch mehr Jahre alt geworden.

Nach guter alter Mönchsregel fing er alsbald an, zu flechten, arbeitete den ganzen Tag und der erste Bissen Brod nach dem ersten Sonnenuntergang schmeckte ihm dermaßen, daß er nicht begreifen konnte, wie aus dem armen Fischerdorf ein solches Gebäck kommen sollte. Dabei fiel ihm eine Geschichte ein, die ihm Saccas von dem Abt Kopres erzählt hatte, der, als er noch in der Wüste war, eines Abends wundervolles Weißbrod in seiner Zelle vorfand und von unsichtbarer Hand je über den andern Tag mit ähnlichem regaliert wurde. Plötzlich wollte ihm die Einsamkeit nicht mehr gefallen; in seine frömmsten Betrachtungen mischte sich eine wachsende Sehnsucht nach den Freuden der Welt. Gleichzeitig bemerkte er aber auch, daß das Brod nicht mehr so mürbe und schmackhaft war, und als er eines Tages gar seinen ganzen Psalter vergessen und Gott weiß welchen Gedanken nachgehangen hatte, fand er Abends statt der früheren Wundergabe nur eine ganz elende, schwarze und schimmlige Ration. Das öffnete ihm die Augen; er sah gleichsam sein eigenes Bild vor sich. Was bist Du doch für ein schlechter Wecken, sagte er zu sich selbst, nicht wert, daß Dich ein Hund anschnoppert. Dann zog er seinen Kittel aus, nahm einen frischgefertigten Strick und maß sich damit selbst eine Portion Hiebe auf, wie sie ihm der beste Freund nicht besser hätte geben können. Besserung trat alsbald ein. Die bösen Gedanken machten noch einen Versuch zur Rückkehr, der aber sehr schwach ausfiel.

Ich verlange mir zwar, sagte Marcian heiter gestimmt zu sich selbst, niemals besseres Brod. Aber ich will mich so zusammennehmen, daß, wenn es auf meine

Tugend ankäme, jedes mal ein Stück Honigkuchen daliegen müßte. Aber als es ihm am besten schmeckte, hörte er auf und erinnerte sich an die Lehre eines anderen Bruders: Wenn Fasten gut ist, muß öfteres Fasten noch besser sein und immerwährendes Fasten am allerbesten. Wer täglich ißt und sich niemals sättigt, der fastet immer.

Dieses System hätte er so wie so einhalten müssen, denn sein Vorrat war ohnehin gering und er wußte nicht, ob der Fischer Wort halten würde. Einige Tage waren allerdings angenehm verflossen, er hatte schon bedenklich viel Stricke gedreht, nur noch eine Feige lag unter'm Stein, Wunderbrod wollte sich auch keines einstellen und er beschloß, den letzten Bissen für den folgenden Abend zu versparen. Quellwasser ist im Stande, den Hungernden eine Weile aufrecht zu halten; der Brunnengeist fährt erfrischend durch die Adern und auf geheimnisvollem Weg führt er sogar der Seele Stärkung zu. Regenwasser hingegen macht schlechtes Wetter in den Magen und ätzt den Schlund.

Gleichwohl blieb Marcian heiter, wenn er auch stiller wurde und die Produktion nachließ. Er blickte starr über das Wasser hin nach dem fernen Strande, ohne jedoch die Geduld zu verlieren. Allerlei Bilder fingen an, ihn zu umgaukeln. Er sah ein Ungeheuer auf der Fläche dahin fahren, pustend, sausend, Wolken aus den Nüstern stoßend. Der Träumer selbst dachte an den Siphon; aber vielleicht war es, ohne daß er es selbst merkte, ein Blick in die Zukunft, wo Dampfschiffe den Kurs der Propheten und Apostel kreuzen. Durch Fasten wird ja die Gabe der Weissagung geweckt; alle Seher haben sich, bevor sie auftraten, also vorbereitet.

Aus der Dämmerung, die bei hellem Tage vor seinen Blicken entstanden war, hob sich ein schwarzer Punkt ab, der allmählich bestimmtere Gestalt gewann. Gleichzeitig schien es wieder heller zu werden, er sah schärfer, es war ein Nachen auf dem Meeresspiegel. Bald hörte er sogar den Ruderschlag; das Ding kam näher. Jeder Andere in ähnlicher Magenverfassung hätte die letzte Kraft zusammengenommen, um aufzustehen, zu winken und nach Möglichkeit zu jubeln. Marcian, obwohl nicht ohne Hoffnung, schickte lediglich ein Stoßgebet zum Himmel, daß er ihn vor einem unwillkommenen Besuch bewahren möge.

Endlich landete das Fahrzeug. Sein Insasse war der Fischer. Er hatte sich, da ihm die ausbedungene Kopfbedeckung nicht zu Teil geworden, ein farbiges Tuch um den Kopf gebunden. Kaum auf den Felsen getreten, stieg er auf Marcian zu, umfaßte seine Knie und rief: Dank Dir, Mann Gottes, Dank! Dieser suchte sich den Liebkosungen zu entziehen und beschwor den Mann, ruhig zu sein. Ehrwürdiger Vater, fuhr der Andere fort, Deine Demut ist eben so groß wie Deine Wundergabe. Du hast mein Kind vom Tode errettet, nur Du, kein Anderer.

Marcian schüttelte den Kopf, winkte ab, aber der Fischer ließ sich nicht irre machen. Als ich vorgestern, erzählte er, nach Hause kam, fand ich meinen kleinen Jungen sterbenskrank und lief nach Joppe, wo ein Arzt wohnt, ein bekehrter Heide, der mit meinen Fischen das Fasten gelernt hat. Er ging mit mir, besah sich das Kind und sagte: Ihr habt einen Engel für den Himmel. Jede Arznei, die ihn auf Erden zurückhalten würde, wäre Gift für seine Seele. Damit ging er. Wir aber weinten die ganze Nacht. Gestern Morgens atmete der Kleine leichter, Mittags konnte er schon wieder aufrecht sitzen und Abends spielte er mit der Klapper, die mir einst ein davongejagter Isispriester geschenkt hatte. Da ich dem Heilkünstler für seinen Besuch vier Dickpfennige gegeben hatte, so kam er heute Morgen wieder, um zu fragen, woran das Kind gestorben sei. — Es lebt! — Nicht möglich. Wer hat ihm die Hände aufgelegt? — Niemand. — Noch unmöglicher. — Siehe selbst! — Dann muß ein frommer Mann, der die Gabe der Wunder besitzt, für ihn einen Spruch gethan haben. — Jetzt fiel mir die Binde von den Augen! In der That, sagte ich, ich habe einen Einsiedler an den Felsen gefahren, der mir zwar nichts bezahlte, aber versprach, für meine Familie zu beten. — Nun siehst Du, sagte der Andere, als Arzt muß ich das doch beurteilen können.

Marcian schüttelte fortwährend den Kopf, aber sein Protestieren war umsonst, es blieb ihm nichts übrig, als um Diskretion zu ersuchen, damit er von Hilfesuchenden

nicht gestört würde. Ungern versprach der Fischer, reinen Mund zu halten, gab ihm dann etliche Brode und Oliven, mit dem Bemerken: die Feigen habe ich leider vergessen, und Fische giebt's nicht, wie gewöhnlich. Marcian erklärte, er sei über und über befriedigt und segnete den Augenblick, da der Mann sich anschickte, abzufahren. Schon im Kahne stehend, rief er noch herauf: Gedenke des Monoxylos, so heiße ich.

Monoxylos bedeutet soviel wie Einbaumer, der Name war also für einen Fischer und Uferschiffer bezeichnend und wohl in der Familie erblich. Marcian schickte ihm noch einen Händegruß nach und machte sich dann, obwohl die Sonne noch hoch am Himmel stand, über eines der Brode. So glücklich wie bei den früheren Mahlzeiten fühlte er sich nicht mehr. Bei einigem Nachdenken über die leichte Art und Weise, wie Gerüchte und Sagen entstehen, beschlich ihn die Besorgnis, wider seinen Willen, lediglich durch die Beschränktheit und Leichtgläubigkeit der Menschen berühmt zu werden und seine Ruhe einzubüßen. Dazu kam ein gewisser Mangel an Betrachtungsstoff. Den Psalter wußte er auswendig und die ewige Repetition fing an, ihn anzugreifen. Marcian hatte keine so starken Nerven wie unsere modernen Chorherren, die dreißig und vierzig Jahre lang vor dem Frühstück immer das Nämliche singen. Welch' unschätzbaren Wert hätte es für ihn gehabt, auch ein paar Propheten zu besitzen. Glücklicherweise erinnerte er sich, daß ihm Saccas gesagt hatte, das Hersagen der Stammregister von Adam, Abraham und David an sei ebenfalls heilsam, und werde den Armen im Geiste selbst von Kirchenvätern empfohlen. Er hatte die Uebung so oft mitgemacht, daß er sie leicht wieder aufnehmen konnte. A zeugte den B, B zeugte den C bis zu Y, der den Z zeugte. Dabei gelang es ihm, der gar nichts zeugte, wiederholt, sanft einzuschlummern.

Es dauerte keine Woche, so kam der Kahn auf's neue angerudert. Marcian klopfte das Herz vor Besorgnis, es möchte wieder ein Wunder passiert und auf seine Rechnung geschrieben worden sein. Glücklicherweise brachte der Fischer dieses Mal gar keine Neuigkeiten, sondern dankte nur dem Einsiedler für sein Gebet, welchen Dank dieser durch eine hübsche Anzahl frisch gedrehter Stricke erwidern konnte. Aus dem Kahn aber wurde eine ganze Last von Palmenblättern, Bast und Stroh geschafft, dazu noch Nüsse, Datteln, getrocknete Feigen und Oliven, Lattich, Pastinak, Zwiebel und Petersilie. Plötzlich schlug Monoxylos die Hände über dem Kopf zusammen — er hatte die Brode vergessen. Marcian beruhigte ihn mit der Erklärung, der Vorrat genüge, um allen Eventualitäten die Stirne zu bieten und er müsse Gott noch bitten, ihn nicht in Fraß und Völlerei verfallen zu lassen. Auch gab er ihm das Psalterium, mit der Bitte, es in Joppe gegen ein paar Propheten einzutauschen, große oder kleine, am liebsten Jesaias und Jeremias; aber Habakuk oder Amos thäten's im Notfalle auch.

Oh, da kenne ich einen Juden, sagte der Fischer, der handelt mit geschriebenen Waren. Hab' ich ihm schon hie und da eine Seebrachse zukommen lassen, wird er mir auch einen Propheten geben können. Wenn er aber falsch ist, kann ich nichts dafür.

Frage nur den Arzt, meinte Marcian, der weiß jedenfalls Bescheid.

Gut, Vater, — mit diesem Ehrentitel belegte der Fischer unsern Jüngling — ich hoffe, Dir dienen zu können.

Damit stieß er vom Ufer und hatte schon einige Ruderschläge gemacht, als ihm Marcian nachrief: Die Sprichwörter oder der Ecclesiacus wären mir auch willkommen.

Danke, Vater, erwiderte Monoxylos, ich werd's ihr vermelden. Er glaubte nämlich, der Einsiedler habe ihm Grüße an seine Frau aufgegeben und freute sich der Teilnahme, die ein so heiliger Mann für eine arme Fischersfamilie an den Tag legte.

Noch in derselben Woche gewahrte Marcian den Freund, wie er dem Eiland abermals zusteuerte und einen kleinen Gegenstand gleichsam triumphirend in die Höhe hielt. Er brachte wieder Lebensmittel und ein um ein rundes Stäbchen gewundenes Volumen.

Hast Du einen Propheten?

Ja, aber was für einen kann ich nicht sagen.

Marcian beschloß, die Rolle erst zu entfalten, wenn der Fischer wieder fort wäre, um die Wonne, eine neue Geistesnahrung anzubeißen, ungestört zu genießen. Monoxylos,

dem der Tauschhandel zu behagen schien, brachte neuen Rohstoff und bemerkte: an Stricken sei genug Vorrat, der würdige Vater möge sich mehr auf Körbe verlegen. Daß ich nach Abzug meiner geringen Kosten und Mühen, fügte er hinzu, den Erlös unter die Armen verteile, versteht sich von selbst. (Fortsetzung folgt).

Münchener Hoftheater-Chronik.

Von Hans Frank.

Der Ordnung wegen beginnen wir den Rückblick auf den Monat September mit einer Begrüßung der neu engagierten Sängerin Frau Karoline Meysenheim, welche sich dem Publikum am 6. September zum ersten Mal in der Titelrolle der Bizet'schen Oper „Carmen" unter lebhaftem Beifall vorstellte. Die Künstlerin hat bekanntlich schon in früheren Jahren der hiesigen Hofbühne angehört, dann ging sie plötzlich, obgleich sie sehr beliebt war, an das großherzogliche Hoftheater nach Karlsruhe, und nun ist sie endlich aus Reue über die an unserem Institut begangene Untreue nach München zurückgekehrt. Wir besitzen zwar in Frau Basta eine ganz ausgezeichnete Vertreterin für Carmen, aber dessen ungeachtet wußte sich Frau Meysenheim neben dieser Künstlerin ehrenvoll zu behaupten. Es ist natürlich, daß sich in solchen Fällen immer zwei Parteien bilden, von welchen die eine für diese, die andere für jene Künstlerin eintritt. Das gereicht dem Institute nicht zum Schaden, denn das Interesse an demselben wird durch künstlerische Wettkämpfe nur erhöht. In der besagten Carmen-Vorstellung errang Herr Mikorey als Sergeant José einen ganz besonderen Triumph. Neu waren für uns Herr Seidel als Remondado und Frl. P. Sigler als Frasquita, die sich beide der Zustimmung des Publikums zu erfreuen hatten. Die übrigen Mitwirkenden sind bekannt und längst schon anerkannt. — Den eigentlichen Höhepunkt der September-Vorstellungen bildete selbstverständlich die Gesammt-Aufführung des „Nibelungenringes", die, wie begreiflich, vor einem internationalen Publikum stattfand. Welch' ein Ensemble! Man erstaunt immer auf's Neue über die glückliche Bewältigung der riesenhaften Aufgaben, die Wagner an das Orchester wie an die Sänger stellt. Die Damen Vogl, Wekerlin, Basta, Blank, Meysenheim, Dreßler, Herzog und die Herren Vogl, Kindermann, Fuchs, Gura, Siehr und Schlosser sind mit einem gemeinsamen Ausrufungszeichen der Bewunderung zu nennen! Merkwürdigerweise ist anläßlich dieser Nibelungen-Aufführungen von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht worden, die Verdienste einer in ihrer Art außerordentlichen Persönlichkeit hinter den Koulissen zu schmälern und zu verkleinern. Wir meinen den Obermaschinenmeister Karl Lautenschläger, der die ganze eminent schwere dekorative Einrichtung, die Maschinerie und Beleuchtung herzustellen und zu leiten hatte. Die Frage sei vorweg erlaubt: Welche deutsche Bühne besitzt einen Obermaschinenmeister wie Lautenschläger? Freilich nur ein Hexenmeister könnte die szenischen Vorschriften Wagners in allen Punkten buchstäblich erfüllen. Wir wollen hier nur der folgenden Vorschrift von Wagner bezüglich der ersten Verwandlung in „Rheingold" gedenken:

„Dichte Nacht bricht plötzlich überall herein. Die Mädchen tauchen jach dem Räuber in die Tiefe nach. — Die Flut fällt mit ihnen nach der Tiefe hinab: aus dem untersten Grunde hört man Alberich's gellendes Hohngelächter. — In dichtester Finsternis verschwinden die Riffe, die ganze Bühne ist von der Höhe bis zur Tiefe von schwarzem Wassergewoge erfüllt, das eine Zeit lang immer nach abwärts zu sinken scheint."

Man lese diese szenische Vorschrift mit Bedacht noch einmal und frage sich dann, wie es überhaupt zu machen ist, daß das schwarze Wassergewoge, von welchem die ganze Bühne von der Höhe bis zur Tiefe erfüllt sein soll, eine Zeit lang immer noch abwärts zu sinken scheint, (was doch dem Publikum sichtbar sein muß!) nachdem die Riffe bereits in dichtester Finsternis verschwunden sind. Dieses scheinbare Abwärtssinken der schwarzen Wasserwogen, das wir in dichtester Finsternis wahrnehmen sollen, erinnert lebhaft an die schwarzen Ameisen, die auf schwarzem Marmor in schwärzester Nacht deutlich umherkriechen. Armer Lautenschläger, es ist schlimm, daß du solche Kunststücke nicht zuwege bringen kannst! Wir anderen bescheidenen Leute sind allerdings mit deinen ganz außerordentlichen Leistungen mehr als zufrieden. Das Publikum gab übrigens an allen vier Abenden durch unermüdlichen Beifall zu erkennen, daß es in seinen Illusionen in keiner Weise gestört war. Wessen Begeisterung bei großen Kunstwerken durch einen nicht ganz täuschenden Regenbogen, oder ein zu massiges Nordlicht und dergleichen Dinge herabzustimmen ist, der thut sicherlich besser daran, den Nibelungen-Aufführungen fern zu bleiben, wenigstens behaupte ein solcher Nörgler nicht, daß er um der Musik willen die Vorstellungen besuche. — Sehr dankenswert war die Wiederaufnahme der machtvollen „Wallenstein-Trilogie", die einzelne Neubesetzungen erfahren hatte. Herr Gunz spielte zum erstenmal den romantischen Feuerkopf Max Piccolomini, und Herr Drach, der frühere Darsteller dieser Rolle, gab diesmal den schwedischen Hauptmann. Herr Gunz erntete vorzugsweise am zweiten Abend der Trilogie ungeteilten Beifall, an welchem er auch besser als am ersten Abend disponiert war. Der neue schwedische Hauptmann

verdiente volle Anerkennung. Es ist unmöglich, die Thekla des Frl. Bland — vielleicht die beste auf der deutschen Bühne — sowie den Wallenstein des Herrn Schneider, der mehr und mehr in die gewaltige Rolle hineinwächst, unerwähnt zu lassen; ebenso müssen wir noch des Herrn Possart als Oktavio und des Herrn Häusser als Illo gedenken. — Einen eigentümlich stimmungsvollen und poetisch hochbedeutenden Eindruck rief am 19. September die „Manfred"-Aufführung mit der herrlichen Musik von Schumann hervor. In der Titelrolle forderte Herr Possart die höchste Anerkennung des Publikums heraus Den denkbar stärksten Gegensatz zu dieser tiefsinnigen Gedankendichtung bildete Sardou's Schauspiel „Ferréol", das am folgenden Abend in unserm reizenden, mit Geschmack erneuerten Residenztheater die erste Aufführung in glänzender Besetzung vor einem dicht gefüllten Hause erlebte. Wir haben es in dieser Komödie mit einem ausgeprägt kriminalistischen Stück zu thun, in welchem Sardou nach einer allzu breiten und zögernden Exposition, wie sie die Pariser lieben (das feine Publikum findet es dort bon ton, erst gegen den Schluß des ersten Aktes im Theater geräuschvoll zu erscheinen) uns von Szene zu Szene zeigt, wie er in der Kunst raffinierter Bühnentechnik, das heißt, übersetzt in die Malersprache, in der wirksamen Behandlung brennender Farben das Aeußerste zu leisten vermag. Es ist wahr, dieses Raffinement in der Art von theatralischen Effekten fehlt den Deutschen, aber so wenig wir von der sogenannten Mache geringfügig denken, da jede Kunst zur Hälfte in der Technik aufgeht, so wenig vermögen wir doch den eminenten Rechenmeister Sardou als das Ideal eines Lustspiel-Dichters zu preisen. Wir sagten, jede Kunst gehe zur Hälfte in der Technik auf, aber wohlgemerkt, nur zur Hälfte, denn das Gemüt und die Phantasie wollen auch zu ihrem Rechte kommen. Bei Sardou ist aber von Anfang bis zu Ende Alles Technik; seine Stücke machen daher den Eindruck der ausstudiertesten Leistung eines Taschenspielers von staunenswerter Fingerfertigkeit. Gestehen wir es offen: Stücke, wie „Ein Lustspiel" von Roderich Benedix, der sich wahrlich auch auf die Technik verstand, heimeln uns mehr an und sind uns doch lieber. Gespielt wurde Ferréol mit wahrer Bravour. In erster Linie ist Frl. Heese (Gilberte) zu nennen. Auch Herr Keppler (Titelrolle), der nur bisweilen ein wenig zu schnell sprach, befand sich in seinem eigentlichsten Elemente, ebenso Herr Possart (Martial). Ganz vortrefflich waren ferner die Herren Schneider (Präsident), Rohde (von Lavardin) und Gunz. Den Damen Heese, Werner, Herzfeld-Link und Dandler noch ein besonderes Kompliment für die sensationellen Kostüme. Am pariserischsten war Frl. Dandlers Kleidung „gedichtet". Die hübsche Schauspielerin war zum Anbeißen entzückend. Am übelsten war unsere liebe, niedliche Riedel daran in ihrem aschenbrödelhaften Pensionatsanzug. Aber auch so nicht ohne Pikanterie! Ließe sich denn nicht einmal für diese junge, strebsame Künstlerin eine ihrem Talente angemessene tüchtige Rolle finden? . . . Ach, hätte ich Zeit und — Genie, ich schriebe ihr die großartigste auf den Leib! Ist denn kein Philippi da? — Im Bereich der Oper ist noch die Neueinstudierung von Verdi's „Maskenball" hervorzuheben. In der vorigen Saison wurde das gleichnamige Werk von Auber gegeben, dessen musikalischer Gehalt vielleicht etwas höher steht, als die Verdi'sche Oper. Unter den Mitwirkenden glänzten namentlich die Damen Schöller (Amelia), Basta, (Oskar) Blank, (Ulrika), sowie die Herren Fuchs (René) und Nachbaur (Richard). Ueber die neu einstudierte Oper „Melusina" von Karl v. Perfall behalten wir uns einen näheren Bericht vor.

Briefe vom Geldmarkt.

Von Wilhelm Prager.

München, anfangs Oktober 1885.

Roma locuta est! Rom hat gesprochen. Bald wird die Welt den Ausspruch des Papstes, wem die „Karolinen" in Zukunft gehören sollen, erfahren. Zweifelsohne werden die Hauptbeteiligten das „unfehlbare" Urteil ohne Widerrede, wenn auch vielleicht mit süßsaurer Miene hinnehmen. Der deutsch-spanische Streit ist beendet und die tapferen Cigarrenspitzel- und Briefmarkensamler, welche durch ihren Fleiß eine spanische Flotte schaffen wollten, (ob wohl Deutschland so lange gewartet haben würde?) können ihre Kräfte nun wieder der leichter realisierbaren Waisenunterstützung zuwenden. Auch der von einigen bajuwarischen Exaltados beabsichtigte Aufruf, nicht mehr in der „Bodega" zu kneipen und Einkäufe bei dem spanischen Konsul zu unterlassen, kann unterbleiben. Da nun auch Spanien wenigstens seinen ausländischen Gläubigern die schuldigen Zinsen zahlt, löst sich der ganze Zwischenfall voraussichtlich in Luft und Freude auf. Die Börsen haben ihn bereits von ihrer Tagesordnung gestrichen. Einiges Kopfzerbrechen verursacht diesen dagegen die orientalische Frage. Man sollte es nicht glauben, was für gescheite, vielseitige Leute unsere „Börsianer" sind. Ist irgendwo ein Krieg, sind sie alle Strategen, bricht eine Ueberschwemmung aus, so hält jeder eine Vorlesung über Wasserbauten, und giebt es diplomatische Vorfälle, so wird man kaum einen finden, der nicht in der entschiedensten Weise mit politischen Voraussagungen auftritt. Ueber Bulgarien sind sie aber zur Zeit noch nicht ganz einig. Während die einen den ehemaligen preußischen Lieutenant als einen neuen Cäsar bezeichnen, halten ihn die anderen für gerade gut genug, um eine Eskadron

zu befehligen. So entsteht denn dauernder Zwiespalt an den Börsen. Paris schlug fest auf türkische Papiere, so daß eines schönen Tages die bedauernswerten Gläubigern ihre Obligationen auf $13^1/_2$ für 100 sehen; (das einzige Mittel für den Sultan etwas Geld zu bekommen, wäre eine kleine Haremsversteigerung — er will jedoch keine einzige seiner 500 Gattinnen missen). Berlin erinnerte sich wohl nicht mehr, das deutsche Publikum mit „Serben" eingeseift zu haben und veranstaltete in diesen schönen Papieren eine ergiebige Baisse, in Oesterreich wußte man nichts Besseres zu thun, als die eigene Valuta möglichst zu verschlechtern — kurz und gut, ein kleiner Hexensabbat schien im Anzuge. Mittlerweile besann man sich jedoch eines Anderen. Die „Zäsarianer" ließen nicht von ihrem tapferen Fürsten und seinen Amazonen, sondern kauften, kauften, kauften. Auf diese Weise erholten sich die scharf mitgenommenen Papiere wieder und einige Ruhe kehrte in die Herzen derjenigen Kapitalisten wieder, welche so gerne ihre Kassaschränke mit „exotischen" Werten anfüllen. „Billig aber schlecht" lautet das bekannte geflügelte Wort. Nirgends wäre es besser angebracht als hier. Wer gute deutsche Obligationen besaß, der konnte lachen, den ging es nicht's an, wenn auch drunten in der Türkei die Völker aufeinander schlagen. Selbst die in den letzten Tagen eingetretene neuerliche Verschlimmerung der Situation, welche durch die serbischen Rüstungen hervorgerufen wurde, übte eine Rückwirkung wiederum nur auf ganz- und halborientalische, sowie Spielpapiere aus. Die in meinem letzten Briefe ausgesprochene Mahnung „im Lande zu bleiben," war wohlberechtigt und wiederhole ich dieselbe heute, indem ich den lieben Lesern und Leserinnen, soferne sie Geld anzulegen haben, empfehle, bei anerkannt guten deutschen Werten zu bleiben und höchstens Gläubiger einzelner Nachbarstaaten zu werden, dagegen sich von Türken, Griechen, Serben und dergleichen fern zu halten. Nicht ganz zu verachten sind Italiener und Russen; beide sind ihren staatlichen Verpflichtungen bisher prompt nachgekommen. Erstere haben zudem jetzt geregelte Finanzen und bei letzteren hat das Volk nichts darein zu reden — was unter Umständen noch von Vorteil ist. Wer jedoch gut schlafen will, wenn er auch etwas bescheidener essen muß, der bleibe bei Deutschland, und wenn er ein Bayer ist, — ein „patriotischer" oder ein anderer — bei Bayern.

Litterarische Kritik.

Der Jungfrauentribut im modernen Babylon. Bericht der geheimen Kommission der „Pall Mall Gazette", übersetzt von Dr. Bruno Schönlank. Nürnberg, Wörlein u. Komp.

Ein Loblied auf die englische Gesellschaft, auf die moderne menschliche überhaupt! Eigentlich, wenn man das Büchlein gelesen und eine Zeit lang bedacht hat, begreift man die Sachen schon. Gebt einem halbwegs findigen Denker — aber raffiniert muß er auch sein — die psychologischen Prinzipien der Menschennatur und die ökonomischen der heutigen Gesellschaft, er wird euch ganz apriori etwas Aehnliches heraus konstruieren, als was in diesem Bericht steht. Freilich würde er dann immerhin noch die Augen aufreißen beim Anblick der Wirklichkeit, etwa wie ein Jungteufelchen, wenn es eine Teufelei gestümpert hat, und nun kommt der große Beelzebub selbst und sagt: dein' Sach' ist noch gar nichts, komm' her und schau mir zu! Aber wie gesagt, ganz folgerichtig sind die geschilderten Dinge. Es ist auch nicht zu verwundern, daß gleich aus dem Lager der Sozialdemokraten ein Uebersetzer und Komentator hervorgestürzt ist; ich glaube nicht, daß diese Partei selbst so aufreizende Schriftchen besitzt, als ihr da ein braver Bourgeois geschrieben hat. Denn offen gestanden, was man hier, und sonst hie und da, zu sehen kriegt, wenn mal Einer die üblichen Schleierchen verschiebt, das ist schon von der Art, daß man sich fragt: wozu haben wir denn nur eine historische Kontinuität, wenn doch am Ende nichts Besseres herauskommt? Wozu für unsere Kultur ein Postament von Jahrhunderten, wenns doch nur eine Schandsäule wird? Eine niedrigere thäte es ja auch! Also laßt nur jene Burschе unser soziales Haus einreißen, wenn's ihnen Spaß macht; was wir morgen aus dem Stegreif neubauen, kann bei Gott nicht schlechter sein! — Ich meine nur so; ich möchte nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, aber der Gedanke kann einem kommen. — Das Bemerkenswerteste ist, daß die Gesellschaft sich gar nicht helfen kann; wirklich nicht. Zu kühnen radikalen Maßregeln ist man zu rücksichtsvoll; man wird einem Staatsbürger doch nicht sein Bischen Freiheit antasten, er müßte sich denn an Geld und Geldeswert vergangen, etwa eine Semmel oder silberne Löffel gestohlen haben, nicht wahr? Kurz, man kann nicht helfen, und das frechste Gewerbe, Agenturen für Verführung und Notzucht bei 13jährigen Kindern u. s. w. blühen nach wie vor; die Unternehmer saugen sich nach wie vor voll mit Pfunden Sterling aus fremdem Lebensglück. Ist einer voll, so wird er „wieder ehrlich" und respektabel, denn „er hat was", und niemand weiß woher, das ist die Hauptsache; übers Jahr heiratest du vielleicht seine Tochter, die auch von dort ist. Wie sagt doch Zola? „Cochon et Compagnie." Ja wohl, denn man hat nicht einmal den Mut und Reinlichkeitssinn, die Ehrlosen von sich auszuschließen.

Die Artikel der „Pall Mall Gazette" sind nicht eben hervorragend gut geschrieben; etwas unordentlich, ohne rechten Darstellungsplan und mit Wiederholungen, wie es dem Verfasser just

in den Kopf kam. Halten wir ihm das zu gut. Vielleicht hat der redliche Mann den größeren Teil seines Geistes dazu gebraucht, seine Entrüstung niederzuhalten: die grauenvollen Sachen sind lobenswert ruhig dargestellt. Aber auf die Ursachen hätte er doch eingehen müssen, was er auch gar nicht thut; auf die psychologischen, physiologischen und sozialen, die das Gebräu zusammen machen. Er hätte etliche von diesen Wüstlingsexemplaren studieren sollen. Offenbar sind's Leute, die ihren Reichtum nicht vertragen können; da sie keinen Geist haben, um ihre ewige Muse göttlich zu genießen, so bleibt diesen stupiden Liedrianen vornehmlich nur Fressen und Saufen als menschenwürdige Beschäftigung. Namentlich die Vertilgung von Fleisch, so etliche Kilo Beefsteaks täglich und dergleichen, und dann zur Verdauung viel Alkohol, Cognac und andere Schnäpse. Und diese unnatürliche Reizung giebt dann einen inneren Aufruhr in dem Faß, wie wenn der Wind einen See erregt, dessen Wellen doch nicht über die Ufer können, aber aller Schlamm vom Grund wird aufgewühlt; so wird auch die Seele des Fressers trüb, voll nervöser Launen, Impertinenz und unnatürlicher, in Wahrheit ganz unstillbarer Begierden, unter andrem auch geschlechtlicher Natur; er strebt eben auf allen möglichen und unmöglichen Wegen die innere Nervenunruhe auszuschütten, aber es geht nicht. So muß die Kulturbestie z. B. — wenn sie's bezahlen kann, wie das Exemplar auf Seite 54 — alle Wochen drei frische Jungfern haben; ist aber natürlich keine Rede, daß sie das wirklich befriedigte, sie ist immer noch ein Tantalus dabei. Die einzige gründliche Befriedigung für einen solchen Kerl wäre, wenn man ihn gnädig expropriierte, so daß er entweder arbeiten und solid werden, oder sich totschießen müßte, — beides ein Profit für ihn und die Gesellschaft. Mister John meint natürlich, er sei ein großer Don Juan. Warum nicht gar! Schöner „Don Juan", der sich von bezahlten Agenten widerstrebende oder „willige" 13jährige Kinder auf den Tisch legen läßt! Eine ekelhafte Maschine ist er!

Insbesondere empfehlen wir nun auch das Schriftchen denen, welche die heutzutag wünschenswerteste Geistesverfassung erlernen wollen, den Stoizismus. Wer unser Büchlein mit ungetrübter Gemütsruhe lesen kann, hat den stoischen Doktorgrad. Ihm kann unsere Kultur keine Ueberraschung mehr bereiten.

G. Crisfaller.

Kunst- und Litteratur-Notizen.

„Viktorien Sardou's lächelnde Muse!" Herr Max Bernstein stellt sie in den N. N. seiner ästhetischen Kinderstube in folgender urkomisch backfischlichen Weise vor: . . . „Sie ist modern, vom Scheitel, den ein Pariser Hütchen — so klein, so klein! — bis zur Sohle, den ein Pariser Schuh — so klein, so klein! — bedeckt. Ein bischen Puder, vielleicht ein bischen Schminke . . . Sie ist hübsch, liebenswürdig, geistreich, unterhaltend . . . Gebt ihr den teuersten, feinsten, schönsten Modehut — er wird sie reizend kleiden! Aber laßt euere erschmeichelte Bewunderung sie nicht krönen als die Königin der Geister!" Und die ästhetischen Kindlein erheben sich von ihren Gackerstühlchen — so klein, so klein! — und jubeln: „Wie fein, wie fein, süßester Herr Max Bernstein!"

„Kunterbunt". Lyrische Federzeichnungen von Wilhelm Arent. Mit einem offenen Brief an Karl Bleibtreu. In diesem Werke, dessen Aushängebogen uns soeben zugehen, zeigt sich unser junger Lyriker von ganz neuer Seite. Freunde realistischer Poesie werden ihre Freude daran haben — und die anderen auch. Verlag von F. Thiel in Friedenau bei Berlin.

Von unserem geschätzten Mitarbeiter **Xanthippus** erscheint demnächst in künstlerischer Ausstattung ein episch-lyrisches Gedicht „Kalypso" mit prachtvollem Titelbilde von Frank Kirchbach. (Otto Heinrichs Verlag in Leipzig und München.) In gleichem Verlage erscheinen noch vor Weihnachten **Heinrich v. Reder's** „Federzeichnungen aus Wald und Hochland", deren Erstlinge von den Lesern der „Gesellschaft" mit ungeteiltem Beifall begrüßt wurden.

In der Pariser Monatsschrift von Lermina und Mickiewicz **„Revue universelle internationale"**, die im vorigen Jahr Heyse's „Don Juans Ende" brachte, erscheint jetzt Martin Greif's bedeutendes Drama „Nero" in gelungener Uebersetzung.

Das königliche Hofbräuhaus am Platzl in München bekommt ein neues Gewand in den Stilformen der Renaissance aufgeklebt. Ob auch die berühmten Maßkrüge auf Staatskosten renaissancemäßig umstilisiert werden? —

„Für edle Frauen!" Blätter für echte und wahre (sic!) Emanzipation des Weibes. Unter diesem Titel erscheint eine neue Zeitschrift. Auf dem Titelblatt und am Schluß des Vorworts unterzeichnet als Herausgeber eine — neunzackige anonyme Krone und daneben ganz bescheidentlich als Mitredakteur Adolf Hinrichsen, der unberühmte Verfasser eines talentverlassenen Novellenbuchs „Künstler-Liebe". Der Inhalt des Probeheftes ist so langweilig und uninteressant wie die — neunzackige anonyme Krone und ihr Adolf. Nur immer nobel!

Und der Himmel voller Huld
Sieht auch dieses mit Geduld.

Das frumme, reaktionärrische Publikum natürlich gleichfalls. O Welt!

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagshandlung, J. Roth, k. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer) sämtliche in München.